

Lisa Wölfl

EIN
VERLASSENES
HAUS

Roman

KREMAYR & SCHERIAU

Ich bin aufgewacht, weil es regnet. Aber es regnet nicht.

— Johannes Weinberger

Der Minister für Wirtschaft und Arbeit sagt, ich bin ein faules Stück Scheiße. Er spuckt mir ins Gesicht. Maßgeschneiderter Anzug, teure Uhr, glaube ich. Mit teuren Uhren setzt man sich erst auseinander, wenn man teure Uhren hat. Die Wanduhr über dem Fernseher ist vor Wochen stehen geblieben. Harald hat die Batterien nicht gewechselt. Wir haben keine Batterien mehr. Wenn ich wissen möchte, wie spät es ist, muss ich mein Handy rauskramen, auf den Homebutton drücken und meine Augen zusammenkneifen, um die kleine Zahl zwischen den Sprüngen zu entziffern. Es ist kurz nach 21:00 Uhr und der Arbeitsminister erklärt mir, dass Arbeit wieder einen höheren Stellenwert in der Gesellschaft bekommen soll.

»Er arbeitet sogar am Abend, während wir faul am Sofa rumliegen. Ein Vorbild für uns Proleten!« Harald riecht nach Bier. Er lacht. Sein Bauch, auf dem mein Kopf liegt, bebt. Die Kinder sind im Bett. Ich vergrabe meinen Kopf in Haralds Achselhöhle und atme sein Deo ein, seinen Schweiß. Ich liebe diesen Mann. Und wenn ich die Augen schließe und mich seinem Geruch hingabe, dann vergesse ich die alte Wanduhr aus Plastik, die uns irgendeine Bekannte zum Einzug geschenkt hat. Ich stecke meinen Kopf unter Haralds T-Shirt, Wange auf krausem Haar, dessen Ansatz langsam ausbleicht. Seine Haut riecht nach Honig und Steinpilzen. Die Stille in meinem Körper hält nur kurz an. Dann: die Rechnungen, Haralds Depression, Sebastians Schüchternheit, Katharinas Bösartigkeit. Die Angst, wie meine eigene Mutter zu werden, ein schlaffer Sack Fleisch und Haut und Knochen. Tot.

Ich reiße die Augen auf. Durch den Stoff von Haralds Oberteil sehe ich den Fernseher flimmern. Egal wo ich bin, da bin ich. Ich bin: auf unserem alten Sofa mit den

Kuhlen, die gemeinsam mit Haralds Körperumfang wachsen. Manche Flecken erzählen uns als Familie. Katharina mit Magenverstimmung. Den Roterübensalat aufs Sofa gekotzt. Der Brandfleck, das war ich. Ein besonders schlimmer Streit, die Kinder schlafend, Harald mit dem Auto irgendwo anders und ich hatte keine Kraft, die drei Stockwerke bis zum Hof hinunterzugehen. Nur eine Zigarette, hatte ich mir gesagt, und dann eine halbe Packung geraucht. Der Rauch hing wochenlang im Wohnzimmer und erinnerte mich an alles, was Harald versprochen und nicht eingehalten hatte.

Gesicht an die frische Zimmerluft, Fernseher aus, Geschirr in die Küche stellen, darum kümmern wir uns morgen. Duschen, ohne an mir selbst herabzublicken. Beim Zähneputzen in den Spiegel starren, das Gesicht einer alternden Frau inspizieren.

Ich war schön, damals, und wusste es nicht. Erst jetzt, als meine Wangen einfallen und die Jahre Falten in mein Gesicht ritzen, weiß ich, dass Jugend an sich schön ist. Es war leichter, einer Version von mir mit fester Haut, Sommersprossen und langen Muskeln zu versprechen, dass wir gemeinsam das Leben aufbauen werden, von dem wir beide immer geträumt hatten. Wie die Prinzessin, die ich im Inneren war, wollte Harald mich behandeln, und wenn ich ihn ansah, damals, am Anfang, sah ich in ihm meinen Prinzen. Solange wir zusammen waren, konnte nichts passieren. Weil er mich zum Lachen brachte und so fest hielt, dass ich in seinen Armen nicht auseinanderfallen konnte. Das Leben war so schön und ich wusste es nicht. Ich dachte, so ist das Leben eben. Halbwegs schmerzfrei. Radler in der Sonne. Jeden Tag Sex.

Ich war schön und bin es jetzt nicht mehr. Das ist in Ordnung. Meine Schönheit hat ihre Funktion längst erfüllt. Sie ist überflüssig geworden. Ich reibe mir mit

Wasser den Tag von der Haut. Sie spannt. Als würden Harald, Sebastian und Katharina an allen Seiten meines Gesichts ziehen. Der Mann schnarcht schon, als ich mich zu ihm lege. Meine Hand ruht auf seinem Bauch. Er atmet ein, schnarcht, atmet aus, schnarcht. Ich grabe meinen Zeigefinger in seine Rippen. Er brummt, legt sich auf die Seite, Kopf weg von mir. Er schnarcht nicht mehr. Ich gieße meinen Körper an seinen.

Alles ist gut«, sage ich zu Sebastian. »Lauf ins Bad, deine Schwester sitzt am Frühstückstisch, dich sieht niemand. Ich bin gleich da.« Seine Wangen sind rot, er sieht mir nicht ins Gesicht. Alles ist gut. Ich streiche ihm durch sein feines, braunes Haar und schiebe ihn Richtung Tür. Alles wird gut. Ich kümmere mich darum.

Die Bettwäsche ziehe ich ab, lege sie auf den Boden und überziehe das Bett mit einem frisch gewaschenen Spannlaken, das tagelang an einer Schranktür vor sich hin getrocknet ist. Ich klopfe an der Badezimmertür. Sebastian antwortet nicht, also komme ich herein.

Mein Sohn sitzt in der Badewanne. Den Pyjama mit den Rennautos hat er noch an. Die Beine an die Brust gezogen. Er sieht so traurig aus. Sebastian schämt sich. Dabei gibt es überhaupt keinen Grund dazu. Nicht einen einzigen Grund gibt es, jetzt traurig zu sein. Alles ist längst in Ordnung gebracht. Ich stopfe die schmutzige Bettwäsche in die Waschmaschine. (Wir brauchen Waschmittel.) »Mein Schatz. Weißt du, was heute für ein Tag ist?« Sebastian dreht den Kopf nach links, nach rechts. »Heute ist ein Bombentag!« Sebastian hebt seinen Kopf leicht. »Mach das Wasser an, ich zeig dir etwas.« Er dreht das Wasser auf, ich stopfe den Abfluss zu. Aus dem Spiegelschrank hole ich die Badebombe, die Harald mir zum Valentinstag geschenkt hat. »Achtung!«, rufe ich zu laut und werfe die Badebombe ins Wasser. Sie zischt und schäumt weiß. Das Wasser frisst sich in die Schichten und legt einzelne rote Rosenblätter offen. Sebastian grinst, bläst in den Schaum, baut dann einen Berg aus den Blasen. Ich lache und wische mir die Tränen von den Wangen.

Ich flüstere Sebastian zu, dass das unter uns bleiben muss, nicht dass seine Schwester neidisch wird. Dennoch hoffe ich, dass er es ihr sagt. Dass sich die beiden gegen

uns Eltern verschwören. Aber so ist er nicht. Er ist ein Mamakind. Ich befreie ihn von seinem nassen Pyjama und bringe frische Kleidung ins Bad. »Cornflakes?«, frage ich und er nickt.

»Es ist schon wieder passiert«, sage ich zu Harald, während sich die Kinder die Schuhe anziehen. Er macht sich Sorgen, sagt er. »Bettnässen ist ein Anzeichen von Missbrauch. Das war doch in den Nachrichten.« Ganz beiläufig sagt er das und merkt nicht einmal, wie mir die Luft wegbleibt. Er runzelt die Stirn, bückt sich unter Seufzen und schnürt seine Arbeitsstiefel zu. Von wem?!, will ich schreien. Wen verdächtigt er? Wieso sagt er das? Zwischen Tür und Angel? Ich hätte ihn nicht einweihen sollen. »Ich informiere mich«, presse ich aus meiner engen Brust und gebe ihm einen spitzen Kuss. »Vergiss bitte nicht, Batterien einzukaufen.«

Ich schlucke den sauren Kaffee wieder hinunter und konzentriere mich auf den grünen Punkt an der Küchenwand, den Sebastian an die Wand gemalt hat. Keine zwanzig Minuten später hat er seine Schandtat schon gestanden. Ein grünes Knäuel in der Größe einer Gabelzackenspitze. Ich starre auf den Punkt, weil böse Bilder meine Sicht versperren wollen. Missbrauch. Hat er gesagt. Kann ein Anzeichen sein. Naja. Wie auch immer. Kuss. Tschüss. Bis später. Grüner Punkt. Sebastian. Sebastian und sein grüner Punkt. Ich verliere mich so lange in dem grünen Punkt, dass ich den Bus in die Arbeit verpasse und mit stechender Seite ins Geschäft joggen muss.

Meine neue Kollegin versucht ihre Überraschung zu verstecken, als ich ihr sage, dass ich achtundvierzig Jahre alt bin. Ich weiß, sie hält mich für älter. Ich weiß, alle anderen halten sie für jünger, aber auch das wird sich noch ändern. Das Leben zeichnet die Jungen nicht.

Als Mädchen stand ich auf einer Bühne im Turnsaal der Volksschule. Ich hatte eine vage Idee davon, Schauspielerin zu werden, beklatst, mit pinkem Rouge auf den Wangen und blauem Lidschatten. An die Aufführung erinnere ich mich nicht. Nur das Foto, das meine Mutter in der Küche aufgehängt hatte, über dem Herd, sodass sich mit den Jahren eine unsichtbare Schicht Fett an das Glas geklammert hatte, beweist, dass diese Theateraufführung in der Turnhalle meiner Volksschule stattgefunden haben muss. Zwei dünne geflochtene Zöpfe, Zahnlücke, selbstgenähtes Kostüm. Lange, orangene Ohren, pink kariertes Shirt. Ich war das kleine Ich bin ich. Die Hauptrolle. Meine große Schwester stolz neben mir, den Arm um meine schmalen Schultern gelegt. Ihr Mund aufgerissen, weil sie wohl irgendetwas in die Welt gebrüllt hat, ich schüchtern lächelnd. Auf dem Foto sehe ich aus wie jedes andere Kind.

Vier Jahre ist es schon her, dass die Firma Harald in die Leiharbeit gedrängt hat. Ändert sich eh nichts, hat sein Chef gesagt, der irgendetwas studiert hat, was nichts mit der Arbeit auf einer Baustelle zu tun hat. Ist nur für die Bilanz, hat er gesagt. Vier Jahre lang arbeite ich schon im kleinen Bioladen in unserem Ort. Ich verkaufe Aufstriche, Salate, Zuckerl. Sobald die Kollegin kommt, überlasse ich ihr den Verkauf und verziehe mich ins Hinterzimmer, organisiere das Lager und bestelle Ware nach, beantworte E-Mails und Anrufe. Erza nimmt mir die Kassa ab.

Im Radio: Die Ausländer, die Arbeitslosen, die soziale Hängematte und die Gewerkschaften, die keine Ahnung von der Wirtschaft haben und immer nur fordern. Der nächste Korruptionsskandal. Irgendwelche Chats. Noch eine Pleite. Wie kann ein Investor all seine Unternehmen an die Wand fahren und dennoch in einem Schloss residieren? Der heißeste Sommer der Aufzeichnungsgeschichte liegt hinter uns. Der Altweibersommer kommt. Hier bin ich.

Zwei neue Online-Bewertungen sind eingegangen.

»Superschöner Laden mit tollen, regionalen Produkten«, schreibt jemand. »Hab Käse gekauft und war schimmelig«, jemand anderer und gibt trotzdem zwei Sterne. Vielleicht weil unsere Waren immerhin noch schimmeln können. Auf dem Arbeits- und Esstisch steht ein Foto von der Familie Krawalder in einem robusten Holzrahmen. Das Ehepaar, Kinder und Enkelkinder am Gipfel. Die Gesichter so klein vor der Berglandschaft, dass ihre Augen nur dunkle Striche sind. Immerhin bleiben mir die Details der viel zu engen Shorts meines Chefs erspart.

Zu Mittag tauschen wir, damit Erza essen kann. Solange keine Kunden kommen, bleibt sie neben mir an der Kassa stehen, um über das Wetter zu reden. Sie hat Bulgursalat gemacht, in der Früh, vor der Arbeit, das ist Teil ihrer Routine. Ihre dicken Silberringe klimpern am Stiel des Löffels. Das hier ist nur eine Zwischenstation für sie. Ich bin im letzten Wagen eingeschlafen und nicht mal der Schaffner kann mich rauschmeißen. Endstation, schreit der Schaffner. Aussteigen, bitte.

Erza bietet mir einen Bissen an, hält mir den Löffel hin und ich bilde mir ein, noch das Glänzen ihres Speichels an der Unterseite zu erkennen. Ich lehne höflich ab. Nachdem Erza ihre Tupperdose im kleinen Waschbecken

am Klo grob abgewaschen hat, nimmt sie wieder ihren Platz am Holzhocker hinter der Kassa ein. Meine eigene Pause verbringe ich draußen. Mit der Sonne im Nacken spüre ich das Nikotin besser und jeder Zug zählt. Die Sonne viertelt meine Augäpfel, ich schließe die Lider. Der Rauch schmeckt nach Krebs und ich ziehe ihn tief in meine Lungen. In Zeitlupe lasse ich ihn aus meinem Mund entweichen.

Ein Räuspern. »Muss das denn sein.« Der Krawalder steht vor mir. Den Rauch habe ich ihm ins Gesicht geblasen. Ich verschlucke mich am Rauchrest. »Sie kennen doch unsere Kundschaft. Das passt nun wirklich nicht ins Bild.« Ich lasse die Zigarette fallen, zertrete die Glut und werde mir sofort meines Fehlers bewusst, klaube den Stummel auf und lächle meinen Chef an. »Kommt nicht wieder vor.« »Das schmeißen Sie jetzt aber nicht im Geschäft weg. Das stinkt doch.« »Natürlich nicht.« Herr Krawalder nickt mir zu und spaziert weiter. Ich gehe in die entgegengesetzte Richtung, zur Bushaltestelle, füttere den Rüssel des Mistkübels mit meiner halbgerauchten Tschick.

Der Frühstückstisch ist leer. Kathi sitzt an ihrem Platz und schaut auf ihr Handy. »Was magst du essen?« »Brot oder so.« »Soll ich Eier machen?« »Bitte nicht.« Vielleicht hat sie gerade ihre Tage. Vielleicht ist ihre Bettwäsche auch schmutzig und sie traut sich nicht, es mir zu sagen. Die Kaffeekanne ist noch warm, aber Kaffee ist keiner mehr drinnen. Nur am Boden eingetrocknete Tropfen. Ich weiche die Kanne ein und nehme mir Cola aus dem Kühlschrank, um den Kopfschmerzen vorzubeugen, die ich vom Koffeinentzug bekomme. »Kann ich auch?« Ich schüttle den Kopf. »Cola kriegst du, wenn du sechzehn wirst.« Kathi sieht aus wie ich in ihrem Alter. Sie hat dicke Sommersprossen, die sie sich unter der Woche wegschminkt, seit sie zwölf ist. Ein Jahr später kam Wimperntusche dazu und mittlerweile malt sie fast jeden Tag ihren Lidstrich nach. Viel zu viel Make-up für ein schönes Mädchen. Die ganze Farbe lässt sie nur noch jünger wirken, unsicher, unbeholfen.

Ich streiche ihr keine Brote mehr, dafür ist sie zu groß, aber stelle alles, was sie braucht, auf den Tisch. Alles, was sie selbst aus dem Kühlschrank hätte holen können: Butter, Marmelade, Käse, Wurst. Brot aus der Brotdose. Die zwei letzten Scheiben. Ich hole einen neuen Laib aus dem Gefrierfach. Eine bessere Mutter würde Brot selber backen. Das spart Geld und erspart den Kindern mysteriöse, schädliche Zusatzstoffe, die überall lauern. Das Brot aus dem Bioladen ist zu teuer. Nur wenn ein trockener Laib übrigbleibt, bietet Herr Krawalder an, dass ich ihn doch mit nach Hause nehmen könnte. Das Brot aus dem Geschäft essen wir immer als letztes.

Kathi nimmt beide Scheiben auf ihren Teller und bestreicht sie dick mit Butter. Auf eine Scheibe legt sie Käse, auf die andere Schinken, klappt sie zusammen.

Sandwiches sind hipper als belegte Brote. Die gute Marmelade, die Gabi selbst eingekocht und dafür sogar ein eigenes Etikett gebastelt hat – bio und regional aus dem Lavinhof – beachtet Kathi nicht. Ich warte, bis sie einen Bissen nimmt. »Und deiner armen Mutter lässt du nicht einmal Brösel übrig.« Kathi setzt ihr Sandwich ab. Sie lässt die Augen in ihre Höhlen rollen und kaut langsam weiter. Ihre Augen rollen zurück nach vorne, Pupillen wie Gewehre auf mich gerichtet. Kathis dicke Kaumuskeln zeichnen sich unter ihren Wangen ab, dann erstarren sie, erschlaffen. Meine Tochter öffnet ihren Mund und lässt braunen Brei mit rosa Fetzen auf ihren Teller platschen. »Guten Appetit, Mama.« Dafür gehört ihr eigentlich eine gescheuert. Aber so bin ich nicht. Glück gehabt, Katharina. »Scherz, ich habe keinen Hunger.« »Lustig«, antwortet meine Tochter und ich frage mich, wie das passiert ist. Dass mir mein Fleisch, mein Haar, meine Gesichtszüge, mein Wasser in den Augen, Brot vorkaut.

»Setz dich hin. Iss auf.« Kathi steht unentschlossen vor dem Teller. Ich schenke ihr ein Glas Cola ein. Sie setzt sich hin.

Gabi wäre eine gute Mutter geworden. Eine großartige Mutter. Sie hätte die Traditionen unserer Mutter weitergetragen. Die hat alles eingelegt, bevor Fermen-tieren modern geworden ist, bevor sich riesige, dünne Frauen mit dichten, blonden Haaren darauf geeinigt haben, dass wir unsere Darmbakterien füttern müssen. Gabi kocht Marmelade ein. Ich kaufe manchmal Essig-gurken, die so lange im Kühlschrank leben, bis Harald sich ihrer erbarmt und an einem Abend so viele vertilgt, dass sein Schweiß sauer schmeckt. Meine Mutter hätte sie selbst gemacht. Sauerkraut, Zwiebeln, Apfelkompott. Das schmecke ich, wenn ich an meine Mutter denke. Ich

spüre: das heiße Wasser, mit dem sie mich in der Dusche verbrüht hat, wenn ich zu viel geweint habe.

Ich huste. Kathi schaut auf, aber nicht um zu sehen, ob es mir gut geht, sondern genervt, vielleicht sogar angekelt davon, dass ich nicht nur einen Mund habe, sondern auch eine Lunge, gefüllt mit Luft und Schleim. Ich will das Kitzeln im Hals unterdrücken, aber das macht es nur noch schlimmer. Auf leichten Füßen stehle ich mich ins Bad und huste so heftig, dass mir das Cola fast hochkommt. Ich habe meine Allergietablette vergessen.

Vor dem Essen soll ich eigentlich nicht rauchen, das ist schlecht für den Magen. Trotzdem stehe ich in der Sonne und ziehe an meiner Zigarette. Ein Büschel Unkraut hat sich durch den Beton gekämpft, dort, an der Fassade des Wohnhauses. Kniend streichle ich über die welligen, grünen Blätter. Da höre ich die Stimme meines Sohnes. Hand in Hand spazieren meine Männer den Weg entlang, direkt auf mich zu. Ich bleibe auf den Knien und strecke meine Arme aus. Sebastian geht erst zögerlich etwas schneller, aber dann gibt Harald ihm einen Schubser und er läuft auf mich zu, läuft in meine Arme.

Harald kommt schnaufend vor der Tür an und nimmt mir die Zigarette aus der Hand, raucht den letzten Zug und schnipst sie in den Gully. »Ich hab den Kaffee ausgetrunken und keinen neuen gemacht. Das ist eigentlich ein Bruch unseres Ehegelübdes. Ich hoffe, du kannst mir verzeihen.« Er legt seine Hände auf unsere Köpfe, die linke auf meinen, die rechte auf Sebastians, und kreist sie so lange, dass meine Haare verfilzen.

Ich stehe im Türrahmen und versuche den alten Harald zu sehen, den jungen Harald, meinen. Den Harald, der immer loslief, wenn wir mehr als fünfzig Meter zurückzulegen hatten. Er wollte keine Zeit verlieren. Nur nie Zeit verlieren. Manchmal hastete ich ihm nach. Manchmal blieb ich stehen. Manchmal lachte ich und manchmal schrie ich ihm nach. Immer lief er, obwohl er dann erst recht auf mich warten musste. Bei seinen Eltern im ausgebauten Keller hatte er sich Hanteln selber aus Beton gegossen. Seine Muskeln schwollen an. Bei jedem Date forderte er mich auf, seine Arme zu umfassen und meine fachkundige Meinung abzugeben. Er strotzte vor Energie, er wusste nicht wohin damit. Nach zehn Stunden am Bau rannte er nach Hause, machte hundert Liegestütze, und wenn er mich aus dem Wirtshaus abholte, hob er mich hoch und ließ mich fliegen. Meine beste Freundin, also damals, als wir noch Freundinnen waren, hatte mich vor ihm gewarnt. Weil er gerne und viel trank und weil er so unheimlich stark war, dass er mich ohne Mühe hätte zusammenknüllen können. Weil ihr Ex sie gestoßen hatte, an die Wand gepresst, festgehalten. Und egal, wie sehr sie es versucht hatte, sie konnte sich nicht losreißen.

Ich habe keine Angst vor Harald gehabt. Nie.

Ich stehe im Türrahmen und ich sehe meinen Mann an. Er hockt an Sebastians Bett, streckt seinen Rücken, während er vorliest. Irgendwo da drinnen ist er, der athletische Körper. In Gedanken halte ich mich an seinem Hüftspeck fest. Die lange, graue Mähne in einem Zopf, dieselbe Frisur wie immer schon. Seine Kopfhaut klammert sich an jeden Haarfollikel, während meine loslässt. Manchmal muss man loslassen können.

Bald schlafen die Kinder. Früher hat Kathi noch heimlich unter der Decke gelesen, aber Bücher interessieren sie nicht mehr und ihr Handy hat keine mobilen Daten und das Wlan schalten wir abends ab. Mein Handy hat mobile Daten und ich scrolle. Nicht unter meinem echten Namen, keine Frau über vierzig braucht ein Profil auf sozialen Netzwerken, wenn sie nicht Kim Kardashian oder Helene Fischer heißt. Als Profilbild habe ich eine Blume ausgewählt, das Foto nicht mal selbst geschossen, sondern von einem Blog geklaut. Mein Name ist eine Aneinanderreihung von Buchstaben und Zahlen, die ich nicht reproduzieren könnte, wären meine Zugangsdaten nicht in der App gespeichert. Ich wische mich durch die Videos. Rezepte zum Schlankwerden, Programme zum Hartwerden. Alle lächeln, lachen, das Leben ist schön und hin und wieder kommt auch eine junge, attraktive Frau zu Wort, die kritisiert, wie sehr Mädchen heutzutage unter Druck stehen, einem gewissen Schönheitsideal entsprechen zu müssen. Mit mir hat das alles nichts zu tun. Ich bin nicht mehr auf dem Markt, ich habe nichts zu verkaufen. Ich stehe in keiner Konkurrenz mit diesen schönen, blonden, rot- und schwarzaarigen Frauen, die riesige, runde Hintern und winzige Tailen haben. Ich beobachte sie wie eine andere Spezies.

»Kannst du das ausmachen?« »Gehst du schon schlafen?« »Nein, aber ich halte diese Geräusche nicht aus.« »Ich mach stumm.« »Mach's doch einfach aus. Sag mir, wie's dir geht. Wie war deine Arbeitswoche?« Meine Schläfe klebt an seiner nackten Schulter. Seine Stimme vibriert durch seinen Körper durch meinen Körper. Ich schalte das Handy aus, stelle den Wecker am Nachttisch und erzähle Harald, wie mich der Chef beim Rauchen erwischt hat. Er lacht so laut und so herz-

lich, dass ich ihn küssen muss. Dann frage ich ihn: »Hast du Batterien gekauft?«, und er dreht sich weg.

Gabis Balkon ist nach Westen ausgerichtet. Bald erwischst die goldene Stunde unsere Gesichter, in der wir zehn Jahre jünger aussehen werden. Um ihr Gesicht für die restlichen dreiundzwanzig Stunden am Tag nicht zu ruinieren, hat meine Schwester Sonnencreme aufgetragen. Ihr ist egal, dass ich ihr erklärt habe, dass die Sonnenstrahlen um diese Uhrzeit nichts mehr anrichten können. Nicht mal der Wetterapp hat sie geglaubt, die einen vernachlässigbaren UV-Wert anzeigen. Minutenlang sitzen wir einfach nur da, spüren die frühe Abendsonne auf unseren Gesichtern und mein Kopf gibt endlich Ruhe. Der Wein ist süß wie die überzüchteten Weintrauben, die Supermärkte unter Schlagworten wie *Zuckerwatte* verkaufen. Der Wind fährt uns ins Gesicht, bläst mir die Haare von der Stirn, und ich schaue direkt in die Sonne, die glühend orange hinter den Einfamilienhäusern untergeht.

Ich drehe mich zu Gabi, will etwas Sentimentales sagen, aber der Wind hat ihre Haare in die klebrige Sonnencreme gepustet und der Anblick meiner Schwester, die sich spuckend dünne und jetzt fettige Haarsträhnen hinters Ohr klemmt, bringt mich dazu, prustend aufzulachen. »Immerhin kriegst du keinen Sonnenbrand.« »Goschen.« Gabi hätte ihren Mund nicht aufmachen sollen, der Wind weht die nächste Ladung Haare in ihre Goschen.

Weiche Sessel unter unserem Fleisch. Die letzten Sonnenstrahlen. Gabi ist dick und ich bin dünn geworden. Früher hielten Fremde uns für Zwillinge. Ich höre irgendwo Vögel und sehe in den Gärten, die Gabis Nachbarn im Erdgeschoss gehören, Spatzen hüpfen. Wie stark muss der Wind schnellen, um sie mitzureißen?

Wenn man so aufgewachsen ist wie wir, hat man genau zwei Möglichkeiten: auf Familie scheißen und sich

um sich selbst kümmern. Oder die eigene Kindheit durch Nachwuchs korrigieren.

Gabi fragt mich, wie es den Kindern geht, ich sage: gut. Mehr kriegt sie aus mir nicht heraus. Dass Sebastian ins Bett gemacht hat, habe ich schon einer Person verraten, obwohl ich versprochen hatte, nichts zu sagen. Und dass Katharina ein hormonelles Biest ist, weiß sie sowieso. Also reden wir über den Arbeitsminister, der findet, ich bin ein dummes Stück Scheiße, und wenn ich investiert hätte, wenn ich schlauer gewesen wäre, eine ordentliche Ausbildung gemacht hätte, dann müsste ich mir keine Sorgen darum machen, wie ich das Loch stopfen soll, das die Kinderbetreuung in den Sommerferien ins Familienbudget gerissen hat.

»Der meint nicht dich damit. Du arbeitest hart.« »Und die anderen nicht?« »Es gibt schon welche, die sich ausruhen.« »Kennst du die persönlich oder wie kommst du drauf?« Mein Ton ist unnötig scharf. Ich weiß, woher sie das hat. »Schwesterherz. Es wird immer Leute geben, die das System ausnützen. Das heißt nicht, dass ich will, dass sie die Gelder kürzen. Die meisten arbeiten hart, sicher. Und finanzieren dieser Minderheit damit das Leben.« »Schwesterherz, du arbeitest doch selbst nichts!«

Für den Bruchteil einer Sekunde fürchte ich, dass ich zu weit gegangen bin, aber Gabi prustet, verschluckt sich am Wein, lacht hustend und ich klopfe ihr auf den Rücken. »Dafür«, hustet sie, »kann ich bei den Kindern einspringen. Das ist doch auch etwas wert.« »Ehrenmutter.«

Wir wechseln von den weichen Balkonsesseln auf die weichere Couch. Gabi holt Snacks aus der Küche, angerichtet in Keramikschalen von Le Creuset. Cashewnüsse und Noriblätter und Käse und Honig. Mein Super-

markt hat weniger Auswahl, merke ich an. Gabi erzählt mir, dass sie sich den Einkauf neuerdings nach Hause liefern lässt, über eine App. Sie kann filtern: bio, regional, vegan, saisonal. Und den mittelpreisigen Wein, den sie mit Albin unter der Woche trinkt, müssen sie nicht mehr vom Auto in die Wohnung schleppen. Der Wein erscheint direkt vor der Haustür der Dachgeschosswohnung, mitsamt Bier- und Mineralwasserflaschen aus Glas. Meine Schwester trinkt nicht gerne aus Plastikflaschen. Meine Bonzenschwester muss dem armen Lieferanten nicht mal in die Augen sehen. Das Trinkgeld kommt über die App.

Den Wein, den wir am Wochenende trinken, das ist der gute, den Gabi für uns in den Weinbergen kauft und mit eigener Muskelkraft in die Wohnung trägt. Kopf aus. Fernseher an.

Daniela streicht sich die Haare aus dem Gesicht. Sie lächelt, ihre Zähne sind stramm weiß, sie hat nie eine Zahnpflege gehabt, aber ihre Zähne gut gepflegt. Das ist ihr wichtig an einem Mann: schöne Zähne. Viele Männer in ihrem Alter haben Kronen und Brücken. »Wenn er sich nicht einmal um seine Zähne kümmern kann, wie soll er sich dann um mich kümmern?« Daniela braucht viel Liebe und Aufmerksamkeit. Wenn sie nicht exakt das bekommt, was sie will, macht sie Schluss. Sie ist lieber Single als in einer Beziehung voller Kompromisse. Das hat sie nach der Scheidung gelernt. Daniela streicht sich die Haare von der Schulter. Ihre Arme hängen wie Zweige von ihrem Körper. Die Falten an der Innenseite ihres Oberarms lassen ihr Alter erahnen, das sie lieber nicht öffentlich macht.

»So viel Selbstvertrauen musst du mal haben.« »Pscht! Jetzt hab ich verpasst, wie viele Kinder sie hat.« »Schau

dir das Becken an, wahrscheinlich gar keine!« »Geh bitte, du bist genauso schmal wie sie.« »Aber bauchfrei würd ich mich nicht trauen.« »Dazu ist sie bestimmt vertraglich verpflichtet.«

Daniela steigt aus dem Auto. Sie ist die erste Frau, die Roman sehen darf. Fließend bewegt sie sich auf ihn zu, Kopf leicht gebeugt, breites Lächeln, lässt sich die Hand küssen. Als eine von zwölf Frauen in den allerbesten Jahren, ja wirklich, für manche wird das Leben immer besser, kämpft Daniela in den nächsten Wochen um Romans Gunst. Am Ende wird er einer der Kandidatinnen einen Antrag machen. Entweder sie sagt ja, oder nimmt einen Überraschungspreis mit nach Hause.

»Die Überraschung ist sicher ein Küchengerät.« »Zwanzig Jahre noch, dann kann ich auch bei einer Datingshow für Alte mitmachen. Das finden die jungen Leute dann herzig statt traurig.« »Viel Erfolg dabei, Harald jemals loszuwerden.« »Ich arbeite daran.« »Haha.« »Wir hatten schon bessere Zeiten.« »Und schlechtere auch.« »Stimmt.«

Gabi steht auf, um mir ihre neuen Schuhe zu zeigen. Ich versinke in ihrem Sofa. Ich bin betrunken. Nur deswegen rede ich über meine Ehe. Ich bin nicht eine von den Frauen, die ständig Witze darüber machen muss, wie sehr sie ihren Mann hasst. Warum auch? Ich liebe ihn doch.

Gabi trägt Cowboystiefel. Meine große Schwester, die an der Fünfzig kratzt, trägt Cowboystiefel, die an den Unterschenkeln einschneiden. Sie erklärt mir, dass das voll im Trend liege. Ich frage, ob Albin passende Stiefel mit Sporen hat. Alles trendy und modern, aber Gabi schaut noch ganz normales Fernsehen mit Werbeunter-

brechungen. Das gibt uns die Chance, nacheinander bei offener Tür aufs Klo zu gehen. Ich höre Gabis Pisse in die Toilette platschen und muss lachen über diese Form von Intimität, die es nur geben kann, wenn man sich als Kinder das Badewasser hat teilen müssen.

»Wenn diese Anti-Aging-Scheiße wirklich funktionieren würde, hätte niemand mehr Falten.« Gabi ist auch betrunken. Dann wird sie derb. Ich liebe das. »Ich lasse mir die Falten absichtlich stehen!« »Und ich hab einen fetten Arsch, weil Cellulite so sexy ist.« Ich gebe ihr einen Klaps auf die Schulter. »Niemand spricht so über mein Schwesternherz.«

Mein Handy vibriert, Harald ruft mich an. Ich verdrehe die Augen im Spaß, Gabi kichert, ich hebe ab. »Ist das mein Traumprinz?« »Nein, es ist dein Mann.« Trotz des Scherzes ist seine Stimme ernst. »Alles okay bei euch?«

Ich nicke Gabi zu, stehe auf und gehe ins Schlafzimmer, das Bett ist gemacht, das Bettlaken wahrscheinlich sogar gebügelt. Wohin geben Albin und Gabi die Dutzend Zierpolster, wenn sie schlafen gehen?

»Sorry, dass ich euren Mädelsabend unterbreche. Sebi ist krank.« »Was hat er?« »Wir waren spazieren, Richtung Waldspielplatz, aber nach ein paar Minuten wollte er wieder nach Hause. Er hat richtig gebettelt. Ich hab ihn nach Hause getragen. Seit zwei Stunden schläft er am Sofa.« »Sebastian ist müde?« »Ich weiß nicht, was ich machen soll.« »Du bist sein Vater.« »Ja, aber du machst die Arzttermine. Ich dachte, du weißt vielleicht, was los ist. Irgendein Mangel oder so.« »Wenn du glaubst, es ist ernst, dann bring Sebastian ins Krankenhaus.« »Das ist nicht nötig.« »Aber dein Anruf schon?«

Da ist er wieder, der Ton, unerwartet und unnötig scharf.

»Scheiß drauf.« »Ja.« »Ruf an, wenn du nach Hause kommst.«

Die Werbeunterbrechung ist vorbei. Daniela umgarnt Roman beim Grappendate. Tolle Zähne, sagt sie zu ihm.

Mein Körper ist ein verlassenes Haus. Die Kinder sind ausgebrochen und haben dabei die Fenster zerschlagen. Mein Boden ist morsch. An der Wand Graffiti, im Keller Drogenbesteck. Mein Körper ist ein verlassenes Haus und ich bekomme kaum Besuch von schwindeligen Investoren. Ich gehe an meinem eigenen Schimmel kaputt.

Ich niese, ich huste, meine Augen jucken seit ungefähr achtundvierzig Jahren. Meine Hausärztin empfiehlt spezielle Bettwäsche gegen Milben. Ich bin überhaupt nicht gegen Milben allergisch. Niemand ist gegen Milben allergisch. Wir alle sind gegen Milbenscheiße allergisch. Wenn es wieder besonders schlimm ist, spüre ich, wie ich an der Scheiße fast erstickte. Dann nehme ich mir vor, alles zu waschen. Aber was mache ich mit der Matratze, in die wir mit unseren Körpern zwei Gräben geschlafen haben, die sich manchmal zu einem großen Graben zusammenfassen, wenn die Tage lang sind oder sehr kurz oder Harald die Sonne wegblinzelt und ich das Morgengrauen abwenden will? In dieser Matratze leben Dutzende Ehestreits, ein paar schlaflose Nächte und zahlreiche Minuten, in denen wir einander vervollständigen. In dieser Matratze leben Millionen Milben, die mir jeden Tag reinscheißen und meine Allergie triggern. Harald sagt, wir müssen da investieren, wir brauchen eine neue Matratze und wir brauchen die Antimilbenbettwäsche, das ist doch keine Lebensqualität, so geht das nicht weiter. Das sagt Harald seit Jahren. Das sagt Harald, während er mit Rückenschmerzen im alten Bett liegt. Er sagt das, wenn er seine Arbeit verliert und eine neue findet, mehr Stunden für weniger Geld. Er sagt das, während er seinen Bruder in Leipzig seit vier Jahren nicht mehr besucht hat, weil der Urlaub nicht reicht, sagt er, aber in Wahrheit reicht das Geld nicht. Wir können so nicht

leben. Du kannst so nicht leben. Natürlich kann ich das. Ich kann alles. Ich sage dann: Erinnerst du dich an Kathis Geburt? Zweiundfünfzig Stunden Wehen? Erinnerst du dich noch daran, als wir sie nach Hause gebracht haben und sie sechs Monate lang durchgeschrien hat? Glaubst du, die Milbenscheiße kann mir was? Ich muss die Teppiche ausklopfen, das ist alles. Dort sammelt sich der Staub. Er macht das schon, sagt Harald, starr vor Schmerz. Das ist schlecht für deine Allergie, wenn du die Teppiche ausklopfst, ich mache das, verspricht er, und tut es nie.

Mein Körper ist ein verlassenes Haus und ich könnte die Wände bemalen, die Löcher stopfen, aber was bringt das, wenn die Struktur fault?

Im Fernsehen sagen sie, dass in Österreich Tausende Minderjährige in Armut leben. Sie zeigen dafür Kinder, die sich ihre Zimmer mit drei Geschwistern teilen und hartes Brot zu Abend essen. Mütter mit Tränen in den Augen, wenn sie erzählen, dass zu Weihnachten wieder nicht das ferngesteuerte Spielzeugauto unter dem Christbaum lag. Stattdessen das, was in der Kirche gespendet wurde. Diese Frau im Fernsehbeitrag, sie schämt sich. Sie trägt die Scham mit Stolz. Seht mich an, ich weiß zumindest, was ich meinen Kindern antue, und fühle mich schlecht dabei! Das Gegenteil vom deutschen Unterschichtenfernsehen, mit dem die Sender Profit machen. Dicke, ungeschickte, faule Menschen mit komischen Eigenheiten, die keine Ahnung haben, dass wir alle über sie lachen. Der Mann, dessen Gesicht an den Seiten herunterrinnt. Lange, schiefen Zähne. Er hat seine Frau im Tausch hergegeben. Er will kein Obst essen. Eine Frau mit Hunderten Kindern, die sie mit amerikanischen Namen gebrandmarkt hat.

Aber diese Frau mit den armen Kindern, die mit den glatten braunen Haaren, dem Gesicht mit genügend Sor-

genfalten, um ihre Rolle zu spielen, zu wenig, um den durchschnittlichen Zuseher anzukeln, weiß, was der Arbeitsminister von ihr hält und versucht, ihn vom Gegenteil zu überzeugen.

»Tragisch«, sagt Harald. »Hm?« »Die Kinderarmut in einem reichen Land wie Österreich.« »Mhm.« »Diese Kinder leiden.«

Harald, will ich sagen. Harald, das sind wir im Fernseher. Erkennst du uns nicht? Stattdessen sage ich: »Was ist jetzt eigentlich mit der Uhr?« Harald grunzt.

Der Abdruck des Eingangszitats erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Luftschacht Verlags. Das Zitat stammt aus: Johannes Weinberger: Hinter dem Sichtbaren/Der Sturz, Luftschacht Verlag, Wien 2005, S. 14.

Mit freundlicher Unterstützung eines Arbeitsstipendiums von

 Bundesministerium
Wohnen, Kunst, Kultur,
Medien und Sport

Mit freundlicher Unterstützung von



Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Rotenturmstraße 27/5, 1010 Wien

office@kremayr-scheriau.at

www.kremayr-scheriau.at

ISBN: 978-3-218-01493-9

Copyright © 2026 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Cover und Umschlaggestaltung: Tine Fischer

unter Verwendung von: shutterstock.com 2313408219

Typografische Gestaltung und Satz: Ekke Wolf, typic.at

Lektorat: Isabella Eckerstorfer

Druck und Bindung: Bittner print s.r.o., Slowakei

© Kremayr & Scheriau 2025

Bitte beachten Sie die Sperrfrist bis 24. Februar 2026!